Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 3 28. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, den 15. Februar 1964

Wir kommentieren

eine Konzilsberatung in Zürich: Es ging um das Schema 17: «Kirche und Welt» – Interview mit Bischof Guano: Präsenz der Kirche beim Aufbau der Welt – Eine theologische Interpretation der großen Gegenwartsprobleme – Schwierigkeiten bei der Diskussion – Fruchtbares Teamwork – Ein Novum: gelebte Kollegialität – «Wir haben nicht nur zusammen gearbeitet, sondern auch gemeinsam gebetet.»

ein Mißgeschick in der Liturgiereform: Die Liturgiekonstitution tritt in Kraft – Erneuerung der Mentalität – Fastenliturgie nährt das geistliche Leben – Das *Motu proprio* des Papstes ließ auf sich warten – Mißvergnügter Kommentar im «Osservatore Romano» – Widerspruch zur Konzilskonstitution? – Muß wieder alles nach Rom? – Wurde der Papst getäuscht? – Ein Kommentar von Bischof Charrière: Die Papstverteidiger bekämpfen den Papst – Die Erneuerung geht trotzdem weiter.

Zur Fastenzeit

Strukturen christlicher Vollendung: Christliches Leben: Werden des Himmels – Himmel: Vollendung des Lebens – Eigentlichkeit des Lebens: Armut, Keuschheit und Gehorsam – Grundgesetz der neuen Schöpfung – *Armut als Weltbejahung:* Empfänglichkeit für das Neue – Wer die Erde liebt, muß sie christlich lieben – Wir sind nicht arm, weil wir im Lebenskampf versagt haben – *Keuschheit als Lebensbejahung:* Keuschheit ist eine Eigenschaft der Liebe – Transparenz reiner Lebendigkeit – Wie ist es, wenn man Gott mit allen Fasern der Existenz sucht – *Gehorsam als Freiheitsbejahung:* Freiheit zur Bindung – Die Freiheit vollendet sich, indem sie sich schenkt – Warum gibt Gott den Obern seine Nähe? – Zeuge Christi: ein Geschenk Gottes an die Welt.

Land in Gärung

Panamakrise und die Kirche: Die blutigen Zwischenfälle – Die Tatbestände lassen verschiedene Deutungen zu – Castroanhänger und Kommunisten – Legitime Aspirationen Panamas – Was tut die Kirche? – Eine harte Lehre – Psychologischer Vorsprung der Kommunisten – Was den führenden Schichten fehlt: das soziale Gewissen.

Dokument

Verantwortungsbewußte Geburtenregelung: Das Mahnwort des Bischofs von Essen – Ein altes Problem neu gesehen – Die Frage soll aus ihrer Verengung herausgelöst werden – Mündigkeit des christlichen Gewissens – Christlich verantwortete Liebe – Die Ehe ist ein Gesamtgeschehen – Die Kirche sagt nichts über die Zahl der Kinder.

KOMMENTARE

Schema 17

Einen «Mythos» nennen es die einen, die «Arche Noa» die andern: das Konzilsschema 17, an das sich so viele Erwartungen knüpfen, und in das manche «alles, was da west», was «aktuell» ist, hineinpferchen und abschieben wollen. In Wirklichkeit handelt es sich um die Stellungnahme der Kirche zu den brennenden Fragen wie Hunger, Bevölkerungsvermehrung usw., die sich aus der heutigen Entwicklung der Menschheit ergeben. Der letzte Titelvorschlag, den man am Konzil hörte, lautete: «Vom tätigen Dabeisein (activa praesentia) der Kirche beim Aufbau der Welt von heute.» Es ist gewiß, daß Papst Paul VI. dieses Schema 17 mit Vorzug vor allen andern noch nicht diskutierten Vorlagen auf der dritten Konzilssession behandelt sehen will.

Die ersten Versuche zur Bewältigung des Themas gehen in die Zeit zwischen der ersten und zweiten Konzilssession zurück. Die Koordninierungskommission ordnete die Bildung einer gemischten Kommission aus der theologischen Kommission und der Kommission für das Apostolat der Laien an, die in sechs Subkommissionen einen Text mit sechs Kapiteln ausarbeitete: 1. Von der Berufung des Menschen. 2. Von der menschlichen Person in der Gesellschaft. 3. Ehe und Familie. 4. Vom Fortschritt der Kultur. 5. Von der Wirtschaftsordnung und der sozialen Gerechtigkeit. 6. Von der Gemeinschaft der Völker und vom Frieden. Da das Ergebnis dieser Arbeit als zu ausführlich betrachtet wurde, beauftragte die Koordinierungskommission Kardinal *Suenens*, eine Kurzfassung vorzulegen. Die Kürzung führte jedoch – wie in manchen andern Fällen – zu einer Vorlage, die abstrakte Allgemeinheiten aufführte und gerade das abschwächte, was man mit diesem Schema 17 beabsichtigte: den Erweis, daß das Konzil am Pulsschlag der Zeit fühlt und die Aufgabe der Kirche in der konkreten Wirklichkeit der Welt, das heißt in der Welt, wie sie heute ist und sich auf das Morgen hin entwickelt, darzulegen fähig ist. Die Plenarsitzung der gemischten Kommission vom 29. November 1963 entschloß sich daher zu einer neuen Lösung, die das Gute der ersten und der zweiten Fassung in sich vereinen soll: Die sechs «Kapitel» wurden in einen Anhang verwiesen, der nicht für die Diskussion und Abstimmung in der Konzilsaula bestimmt ist, während als Vorlage für eine eigentliche Konzilskonstitution ein neuer Text zu erarbeiten blieb.

Mit dieser Aufgabe wurde eine neue gemischte Subkommission betraut, die als kleine Arbeitsgruppe nur acht Konzilsväter umfaßt[1], deren Präsident Bischof Guano von Livorno ist. Ihr Sekretär, der bekannte deutsche Moralist Professor Bernhard Häring CSSR, bereitete zusammen mit dem Präsidenten und zwei Experten einen Text als Diskussionsgrundlage vor.

Am 1. Februar versammelte sich die Subkommission zu einer dreitägigen Arbeitssitzung.[2] Als Tagungsort war nicht Rom,

[1] Aus der theologischen Kommission die Bischöfe: Ancel von Lyon, McGrath von Panama, Schröffer von Eichstätt, Wright aus Pittsburgh (kooptiert); aus der Kommission für das Apostolat der Laien die Bischöfe: Guano von Livorno, Hengsbach von Essen, Ménager von Meaux, Blomjous aus Mwanza in Tanganjika (kooptiert).

[2] Anwesend waren alle Mitglieder außer Bischof Blomjous. Zu den zwei genannten Experten kamen noch vier weitere Theologen und zwei Laienauditoren.

sondern ein Verkehrsknotenpunkt zwischen Deutschland, Frankreich und Italien gewählt worden. So fand das Treffen in Zürich, und zwar am Sitz der «Orientierung» im Apologetischen Institut, statt. Zum Abschluß der Tagung, die ohne jede Störung durch Journalisten und Rundfunkleute durchgeführt werden konnte, gewährte der Kommissionspräsident Msgr. Guano der «Orientierung» ein Interview, das ein wenig Einblick in die «Werkstatt», das heißt in die Art und den Geist, wie an diesem Schema 17 gezimmert wird, vermittelt.

Interview mit Bischof Guano

Wie nennt sich die Subkommission und wie definiert sie ihre Aufgabe?

«Einen Namen haben wir eigentlich nicht, es sei denn durch die schon fast sagenhaft gewordene Ziffer 17 der projektierten Konzilskonstitution, deren Vorlage wir entwerfen müssen. Dabei sehen wir unsere Aufgabe darin, die allgemeinen Prinzipien für das Verhältnis von Kirche und Welt darzulegen.»

Wie verstehen Sie den Begriff «Welt» und wie sehen Sie das Verhältnis der Kirche zu ihr?

«Es geht um das Verhältnis der Kirche zu den Problemen der heutigen Gesellschaft im Rahmen der gegenwärtigen Entwicklung der Zivilisation. Deshalb sprechen wir von der Präsenz der Kirche beim ‚Aufbau der Welt', das heißt bei einer Welt, die sich selber aufbaut und einen Prozeß zu fortschreitender Einheit durchmacht. Es geht also nicht um die Evangelisation dieser Welt und in diesem Sinn auch nicht um die Begegnung mit den andern Weltreligionen oder um das pastoral-missionarische Problem, auf welche Weise die Kirche sich in der Verkündigung des Evangeliums heute an die Denkweise einer technisch-wissenschaftlichen Welt in ihrer Sprache und Begriffswelt anzupassen hat. Obwohl wir aber nicht über diese Aufgabe sprechen wollen, haben wir doch lebhaft das Bedürfnis verspürt, in unserem Entwurf eine Sprache zu sprechen, die dem Empfinden des heutigen Menschen möglichst nahe kommt. Unser Schema will zeigen, daß sich die Kirche nach der Absicht Christi nicht außerhalb der Welt und ihrer realen Nöte und ihrer tiefsten Hoffnungen stellt, daß es für sie wirklich von 'Inter-esse' ist, was sich in der Welt tut, ja daß sie Hand in Hand mit der Welt voranschreitet und daß sie, wenn sie dabei auch immer gemäß ihrer eigenen Sendung 'Kirche' bleibt, sie doch auch stets darauf horchen muß, was sich fortschreitend in der Welt enthüllt.»

Welche Stellung nimmt die vorgesehene Konstitution im Vergleich zu den übrigen Konzilserlassen ein?

«Jawohl, eine Konstitution, die von den andern verschieden ist, soll es werden; weder eine strikt theologische, noch eine rein disziplinäre oder juridische. Wir wollen zwei Extreme vermeiden: einerseits einen theologischen Traktat über die Beziehungen zwischen Kirche und Welt, anderseits das Eingehen auf Detailfragen, die nun eben in den Anhang, beziehungsweise in die Anhänge verwiesen werden. Wir wollten uns aber auch nicht mit einer «Botschaft an die Welt» begnügen (Erinnerung an die erste Session!); vielmehr geht es uns um eine theologische Interpretation dessen, was in der heutigen Welt vor sich geht, und wie sich die Wirksamkeit der Christen in dieser Welt situiert.»

An welchen Punkten hat sich hier in Zürich die Diskussion entzündet?

«An erster Stelle war das Verhältnis der Vollmacht der Kirche und der irdischen Civitas umstritten: das Problem der Rechte der Kirche und der Privilegien, die sie hatte oder nicht hatte. Dabei tauchte auch das Problem der religiösen Freiheit, das heißt die delikate Aufgabe ihrer Darstellung auf.» (Anderseits vernimmt man, daß dieses Thema als solches eher – im Sinne des bereits an der ersten Session vorgelegten Kapitels – im Rahmen des Ökumenismus-Schemas verbleiben dürfte. d.V.)

«Ein anderer Problemkreis bot reichlich Stoff zur Diskussion: Wie sind die beiden fundamentalen Ansprüche nach Anerkennung der Würde und Freiheit der menschlichen Person und nach sozialer Gerechtigkeit in der heutigen Welt (mit ihrem Hunger, ihrem gewaltigen Gefälle nach Lebensstandard und kultureller Entwicklung, ihrer Bevölkerungsvermehrung usw.) miteinander zu verbinden?

Für das ganze Schema ergibt sich eine dreifache Schwierigkeit, die in der Diskussion immer wieder hervortrat:

Die erste liegt in der Natur der Sache, das heißt im Gegenüber von Kirche und Welt als komplexen Gegebenheiten.

Die zweite liegt in der Tatsache der Geschichtlichkeit, der Entwicklung und Veränderung dieser Gegebenheiten.

Die dritte besteht in der Sprache, die sich ebenfalls fortschreitend ändert, so daß Worte, die seinerzeit ein bestimmtes Verhältnis bezeichneten, inzwischen einen anderen Sinn bekommen haben.»

Kam nicht auch das Verhältnis von Kirche und Staat zur Sprache?

«Wir haben es absichtlich ausgeklammert und begnügen uns, das Verhältnis der Kirche zur irdischen Macht und Gewalt darzustellen» [ohne also eine Definition des Staates zu versuchen, wohl aber eine Herausstellung der Eigenart der Kirche und ihres Vorgehens gegenüber den irdischen Mächten, d.V.].

Wird die Konstitution im Sinne von «Pacem in terris» gesamthaft zu den Menschenrechten Stellung nehmen?

«Im einzelnen werden die Menschenrechte im Anhang behandelt werden. Die Konstitution wird sie generell erwähnen und dann im besonderen von der Freiheit reden.»

Welchen Aufbau wird die Konstitution haben?

«Nach einer Einleitung wird ein erstes Kapitel von der Berufung und den Rechten des Menschen handeln sowie von der Einheit dieser Berufung für alle Menschen. Das zweite Kapitel ist der 'Kirche in ihrem Dienst gegenüber Gott und der Welt' gewidmet; das dritte kreist um das Verhalten des Christen in der heutigen Welt; das vierte endlich weist auf die großen aktuellen Probleme, wie Wahrung der Menschenwürde, Erfüllung der vitalen Menschenbedürfnisse, Problem des Hungers, der Familie, der Bildung und der Völkergemeinschaft, die dann eben im einzelnen wieder in den Anhängen behandelt werden.»

Welches sind nun die weiteren Schritte, die für das «Schema 17» getan werden müssen?

«Zunächst wird nun unsere eigene Redaktionskommission, zu der die drei bisherigen 'Redaktoren' (Häring CSSR, Sigmond OP, Tucci SJ) sowie der Schweizer de Riedmatten OP gehören, in Rom auf Grund unserer Zürcher Arbeit den Text der Vorlage redigieren. Im März wird dann die Vollversammlung der gemischten Kommission (bei Vollzähligkeit also 60 Konzilsväter samt ihren Experten) zu unserem Text Stellung beziehen und je nachdem die Subkommissionen für die einzelnen ‚Anhänge' veranlassen, ihren Text dem unseren anzupassen. Dann geht der ganze Entwurf zur Prüfung an die Koordinierungskommission, die im Falle der Gutheißung die Konstitution dem Konzil zur Beratung und Abstimmung vorlegen wird. Wir hoffen, daß zum guten Schluß die Anhänge, die, wie gesagt, nicht vor das Plenum kommen sollen, zugleich mit der Konstitution promulgiert werden können.»

Als wir uns von Msgr. Guano verabschiedeten, trug er uns noch eigens auf: «Vergessen Sie nicht, daß wir nicht nur miteinander gearbeitet und diskutiert, sondern auch gemeinsam gebetet haben!» In der Tat ist hier noch ein Wort zum Klima dieser Tagung am Platz. Daß sie «extra urbem» stattfand, ist gewiß schon in sich bemerkenswert. Vielleicht erleichterte das einen Stil des Zusammenlebens, der ebenso wie die angestrebte Sprache des Schemas dem modernen Empfinden näher kommt. Jedenfalls konnten wir feststellen, daß alle Titel für diese drei Tage «abgeschafft» waren und sich die Bischöfe ebenso wie die «Periti» alle gleicherweise mit «Père» anreden ließen. Es gelang, die Teilnehmer von «Empfängen» und Repräsentationspflichten zu verschonen, so daß sie sich einzig ihrer Arbeit und der brüderlichen Aussprache widmen konnten. Die kleine Zahl

von nur sieben Bischöfen und nicht viel mehr Experten erlaubte ein fruchtbares Teamwork. Aus ihm erwuchs zum Schluß auch das echte Bedürfnis zum gemeinsamen Beten und Feiern der Vesper und der heiligen Messe. Eine solche gemeinsame Meßfeier ist bekanntlich unter Priestern bei Tagungen und Treffen schon seit längerer Zeit wieder aufgekommen: unter Bischöfen stellt sie ein Novum dar, nämlich den bescheidenen Anfang liturgischen Ausdrucks der neuentdeckten «Kollegialität».

L. K.

In das Präludium schlich sich ein Mißton

Auf den 16. Februar dieses Jahres als dem ersten Fastensonntag soll die Konzilskonstitution über die heilige Liturgie grundsätzlich rechtskräftig werden: so wurde bei ihrer feierlichen Bestätigung und Promulgierung an der Schlußsitzung der zweiten Session vom 4. Dezember angekündigt. Die auf Veranlassung von Generalsekretär Felici ausgesprochene «vacatio iuris» (die Zwischenzeit, während der das bisherige Recht in Geltung bleibt), konnte die Freude der Bischöfe nicht trüben. Die Konstitution gab ihnen das verbriefte Recht, in kollegialer Gemeinschaftsarbeit selber über Anpassung und Belebung der Liturgie zu befinden, wenn auch im Rahmen bestimmter Regeln. Diese Freude spiegelte sich in den Versammlungen verschiedener Bischofskonferenzen, zum Beispiel der indischen und französischen, wider. Man vernahm von ihnen, sie seien vom Papst persönlich autorisiert worden, bereits im Sinne der Konstitution Beschlüsse zu fassen und sie auf das Promulgationsdatum vom 4. Dezember vorzudatieren. Da es bei diesen Beschlüssen zunächst vor allem um die Organisation und Orientierung der nun fälligen Arbeit ging, stand ihnen die Vacatio iuris nicht im Wege. Sie ließ vielmehr Zeit zur Information von Klerus und Volk, die denn auch von Seiten verschiedener Bischofsgruppen, so derjenigen des deutschen Sprachraums, durch gemeinsame Hirtenbriefe erfolgte.[1] Der Termin vom ersten Fastensonntag enthielt zudem den willkommenen Hinweis, wie sehr diese erste Konzilskonstitution das allgemeine Ziel des Konzils, die Erneuerung des christlichen Lebens der Gläubigen, im Auge hat, was ja auch Jahr für Jahr das Ziel der Fastenzeit ist.

Die erste Aufgabe der Liturgiereform

In der Tat ist keine andere Zeit im Jahr von der Liturgie, wie sie uns bereits mit den bisher in Geltung stehenden Texten und Regeln zu feiern möglich ist, schon so eindrücklich geprägt, wie die Vorbereitung auf Ostern. Man braucht nur auf die Meßformulare der Wochentage der Fastenzeit zu verweisen, um es glaubhaft zu machen, was die Konstitution von der Liturgie überhaupt sagt, daß sie nämlich dazu beiträgt, daß «das Leben der Gläubigen Ausdruck und Offenbarung des Mysteriums Christi und des eigentlichen Wesens der wahren Kirche wird». Im Mittelpunkt aller Liturgie steht das «Pascha-Mysterium», in dem Christus «im Tod unseren Tod überwunden und das Leben in der Auferstehung wiederhergestellt» hat. «Denn», so begründet die Konstitution, «aus der Seite des am Kreuz entschlafenen Christus ist das wunderbare Geheimnis der ganzen Kirche hervorgegangen.»

Dieses kurze Zitat deutet bereits an, was jedem aufgeht, wenn er den Text der Konstitution[2] zur Hand nimmt und besinnlich zu lesen und zu meditieren beginnt. Das große Werk des Konzils, die Neuerweckung eines lebendigen Bewußtseins all dessen, was es heißt, zur Kirche zu gehören, ja selber Kirche zu sein, hat hier ein Präludium gefunden, bei dem keineswegs der Taktstock rubrizistischer Regeln zuerst ins Gesicht fällt, sondern Töne anklingen, die das Innerste unserer Seele, Glauben, Hoffen und Lieben zum Schwingen bringen. Die Konstitution spricht eine Sprache, die schon in sich selber zur Nahrung des geistlichen Lebens wird.

Die deutschsprachigen Bischöfe haben daher in ihrem Brief mit Recht darauf hingewiesen, wie sehr es sich lohnt, in den Geist dieser Konstitution einzudringen, bevor irgend etwas rubrizistisch-juridisch davon wirksam wird. Denn die eigentliche Wirkung der Konstitution hängt davon ab, ob eine Erneuerung und Umformung der Mentalität gelingt: «Wahre Frömmigkeit ist ohne das persönliche Verhältnis des Menschen zu Gott nicht möglich. Die Konstitution lobt und empfiehlt eigens die Übungen auch der persönlichen Religiosität (Nr. 12). Aber dazu erfordert das neue Verständnis der Kirche und ihrer Liturgie, daß sich die einzelnen als Glieder im heiligen Gottesvolk, als Teile eines geheimnisvollen Ganzen verstehen. Auch wir Bischöfe haben in der Konzilsarbeit und Konzilsgemeinschaft deutlich erfahren, wie die Kirche tiefer in der Versammlung des Weltepiskopats erwachte.»

Das «Motu proprio» und die erste Reaktion

Es ist trotzdem begreiflich, daß man mit zunehmender Ungeduld auf das Apostolische Schreiben wartete, das festsetzen würde, was nun bereits vom Beginn der Fastenzeit an innerhalb der liturgischen Regeln geändert würde.

Man darf hier darauf hinweisen, daß diese Weisung ursprünglich bereits gleichzeitig mit der Promulgierung der Konstitution erwartet wurde. Als nun Woche um Woche verging, und sich der Termin näherte, auf den hin Klerus und Volk (durch rechtzeitig zu druckende Diözesanbulletins usw.) «bereit» gemacht werden sollten, scheinen verschiedene Bischöfe in Rom vorstellig geworden zu sein und auf die Veröffentlichung des «Motu proprio» gedrängt zu haben.

Als diese dann endlich am 28. Januar erfolgte (das Schriftstück selber ist vom 25. Januar datiert) blieben nicht nur rund um die Welt, sondern sogar in Rom die üblichen Reaktionen der Freude, des Lobes und des Dankes aus. Ausgerechnet im «*Osservatore Romano*» erschien bereits am Tag nach der Veröffentlichung des lateinischen Textes ein großangelegter Kommentar «I primi passi della riforma liturgica», der nach Herausstellung der positiven Punkte (zum Beispiel Ausbildung der Kleriker) der kaum verhohlenen Enttäuschung über den spärlichen Inhalt Ausdruck verlieh.

Der Autor spricht sich, wenn auch der Form nach etwas eingewickelt, so ziemlich alles vom Herzen, was die «ungeduldig Wartenden» sich erwünscht hatten, und worin sie sich nun enttäuscht sehen. Die Gesamtwirkung, heisst es da, komme nicht einer Beendigung, sondern einer «Vertagung» der vacatio legis gleich, bis die nachkonziliare Kommission ihre Arbeit abgeschlossen habe. Dabei könne diese doch auch nicht einfach «in ihren vier Wänden arbeiten, sondern müsse ihre Augen nach allen Seiten offen halten. Man hätte daher gewünscht, dass man unter der zuständigen territorialen Autorität gebietsweise Erfahrungen mit dieser oder jener Verwirklichung machen lasse, die bereits vorliege (zum Beispiel Übersetzungen in die Muttersprache) oder an die man nun herangehe. Im einzelnen hätte man hinsichtlich der Vereinfachung der Riten zum mindesten die Abschaffung des letzten Evangeliums und der seit Leo XIII. angehängten «letzten Gebete» sowie die Umstellung von Segen und «Ite missa est» erwartet.

Zusammenfassend bekennt der Artikel: «Nein, es ist wirklich nicht viel, was das ‚Motu proprio' gesamthaft allen und vor allem den Ungeduldigen gibt. Aber es ist doch sicher ein Zeichen, daß das Werk des Konzils, wenn auch langsam und unsichern Schrittes, noch immer in Bewegung ist; daß der Wind des Heiligen Geistes noch nicht aufgehört hat zu wehen, auch

[1] Der Hirtenbrief der deutschsprachigen Bischöfe ist zusammen mit der offiziellen Ausgabe des Lateinischen Textes mit deutscher Übersetzung unter dem Titel «Konstitution des II. Vatikanischen Konzils ‚Über die heilige Liturgie'» im Verlag Aschendorff, Münster i. W. erschienen.

[2] Die bereits erwähnte Textausgabe enthält auch eine Einleitung von J. A. Jungmann sowie Anmerkungen von J. A. Jungmann und J. Wagner. Eine im Druck schönere zweisprachige Ausgabe ohne Anmerkungen hat die Druckerei St. Peter in Rom herausgebracht.

wenn das ‚Motu proprio' auf den ersten Blick den Eindruck erwecken mag, ihn ein wenig ‚verwickelt' zu haben.»[3]

Über diese bei aller Konzilianz so drastische Sprache im Organ des Vatikans darf man füglich überrascht sein. Der Artikel ist gezeichnet mit s. m. und muß nach dem Urteil versierter «Römer» vom Direktor des internationalen liturgischen Instituts auf dem Aventin, Pater Salvatore *Marsili* OSB stammen. Das Gerücht, daß die kritische Würdigung direkt vom Papst inspiriert oder auf jeden Fall von ihm «gedeckt» sei, erhält durch verschiedene Anzeichen hohe Wahrscheinlichkeit. Neben der bereits genannten unverblümten Sprache ist das Datum bemerkenswert, ferner die Tatsache, dass diesem Kommentar bisher kein anderer und schon gar nicht irgendeine Entgegnung gefolgt ist. Zieht man noch die schon vor der Papstwahl bekannte reformfreundliche Einstellung des früheren Kardinals Montini zur Liturgie in Rechnung, ist die Frage nicht aus der Luft gegriffen, ob dieses «Motu proprio» in einzelnen Teilen auch dem Papst nicht ganz gefällt und einzelne Punkte enthält, die kaum seiner Absicht entsprechen.

Der Widerspruch zur Konzilskonstitution

Diese Vermutung erhält neue Nahrung, wenn man die Verfügungen über die Zuständigkeit der Bischofskonferenzen näher ins Auge faßt. Vor allem die Verfügung über die Approbation von Übersetzungen liturgischer Texte aus dem Lateinischen in die Volkssprache scheint im formellen und materiellen Gegensatz zur Konzilskonstitution zu stehen.

Die Zuständigkeit zur Gutheißung von Übersetzungen in die Muttersprache ist in der Konzilskonstitution generell folgendermaßen festgelegt:

Wir lesen hier (Nr. 36, §2–4):

§2. Da bei der Messe, bei der Sakramentenspendung und in den übrigen Bereichen der Liturgie nicht selten der Gebrauch der Muttersprache für das Volk sehr nützlich sein kann, soll es gestattet sein, ihr einen weiteren Raum zuzubilligen, vor allem in den Lesungen und Hinweisen und in einigen Orationen und Gesängen gemäss den Regeln, die hierüber in den folgenden Kapiteln im einzelnen aufgestellt werden.

§3. Im Rahmen dieser Regeln kommt es der für die einzelnen Gebiete zuständigen kirchlichen Autorität zu, im Sinne von Art. 22, §2 (siehe oben die allgemeine Regel der Zuständigkeit!) – gegebenenfalls nach Beratung mit den Bischöfen der angrenzenden Gebiete des gleichen Sprachraums – zu bestimmen, ob und in welcher Weise die Muttersprache gebraucht werden darf. Die Beschlüsse bedürfen der Billigung, das heißt der Bestätigung durch den Apostolischen Stuhl.

§4. Die in der Liturgie gebrauchte muttersprachliche Übersetzung des lateinischen Textes muß von der oben genannten für das Gebiet zuständigen Autorität approbiert werden.

Demgegenüber enthält das Motu proprio folgenden Paragraphen:
9. Da den zum Breviergebet Verpflichteten nach der Bestimmung des §101 der Konstitution in bestimmten Fällen die Erlaubnis erteilt werden kann, das Stundengebet in der Muttersprache statt in Latein zu verrichten, halten wir es für angebracht, darauf hinzuweisen, daß die jeweiligen Übersetzungen, die von der zuständigen kirchlichen Obrigkeit des betreffenden Landes vorgelegt werden, der Prüfung und Approbation des Apostolischen Stuhles unterliegen. Dies hat, so schreiben wir vor, immer zu gelten, sooft irgend ein lateinischer Text von der oben genannten rechtmäßigen Autorität in die Landessprache übersetzt wird.»

Wurde der Papst getäuscht?

Man fragt sich, wie so etwas möglich wurde. Man wird kaum glauben, der Papst habe mit Wissen und Willen einen ausdrücklichen, sowohl in der Kommission wie im Plenum eingehend diskutierten und sozusagen einstimmig angenommenen Konzilsbeschluß keine zwei Monate nach der feierlichen, von ihm selbst «zusammen mit den Vätern» vorgenommenen Bestätigung umstürzen wollen, ohne auf die Abweichung als solche hinzuweisen und ohne dafür irgend einen Grund anzugeben.

Zu einem solchen Vorgehen paßt weder die Ehrlichkeit des Papstes noch seine da und dort geäußerten Ansichten zur Reform. Paul VI. hat selber mehr als einmal von der Opportunität der «Dezentralisation» gesprochen, die zudem eine Anwendung des Subsidiaritätsprinzips ist, dem Wunsch vieler Bischöfe entspricht und zu den fundamentalen Voraussetzungen für eine ökumenische Auswirkung der Reform – vor allem bei den Orientalen – zählt. Kaum hat nun das Konzil eine kleine konkrete Anwendung der Dezentralisation beschlossen, wird sie schon wieder zunichte gemacht: was sollen da die Außenstehenden vom ganzen Wert des Konzils sowie von den tatsächlichen Reformabsichten des Papstes halten?

Kam diese Antinomie aber nicht mit Wissen und Willen des Papstes zustande, so bleibt entweder das «Versehen» oder eine Routinearbeit vorkonziliaren Denkens (um nicht mehr zu sagen) übrig. In beiden Fällen muß dies für den Papst überaus peinlich sein.

«Verteidigung des Papsttums gegen den Papst»

Man wird in diesem Zusammenhang an den ausführlichen und teilweise ungewöhnlich scharfen Kommentar erinnert, den der Bischof von Fribourg, Lausanne und Genf, *Mgr. Charrière* im Rahmen eines Universitätsvortrags zur Weltgebetswoche zum Konzilsgeschehen, und zwar zum Verhalten der Minderheit gegenüber der Testabstimmung über die Kollegialität der Bischöfe gegeben hat.[4]

Von dieser Minderheit und ihrer Opposition gegen die vom Papst eingesetzten Moderatoren sagt Msgr. Charrière wörtlich: «Es war offensichtlich, daß sie sich dazu hinreißen ließen, das Papsttum gegen den Papst zu verteidigen.» Und an einer anderen Stelle: «Die Art und Weise, wie diese Minorität vorging, mußte schmerzlich berühren. Vielleicht ohne sich davon Rechenschaft zu geben, hat ausgerechnet sie, die die Autorität des Heiligen Stuhles verteidigen wollte, es unglückseligerweise erreicht, sie herabzumindern.»

Die Ausführungen des Bischofs von Fribourg rücken noch näher an unseren Zusammenhang, wenn wir beachten, daß er speziell vom Heiligen Offizium und von der Autorität seiner Weisungen spricht. Er bezeichnet die «Leiter dieses Organs zur Überwachung von Glauben und Sitten, dessen der Papst so oder so immer bedürfen werde», als offene Parteigänger der Opposition gegen die Moderatoren, die sich nun eben als «Opposition gegen den Papst» erwiesen habe. Er folgert daraus:

«Wenn die Repräsentanten des Papstes an der Spitze dieser Organe sich so verhalten, wie es geschehen ist, wie soll es ihnen da in Zukunft möglich sein, Entscheidungen im Namen des Papstes aufzuerlegen, wie wollen sie sich Gehorsam verschaffen? Diese Folgerung aber ist sehr schwerwiegend. Es kommt seitens der Minderheit einer Selbstzerstörung gleich.»

Das ganze Malaise (der Bischof braucht den Ausdruck mehrmals!), das sich im Verhalten kurialer Organe am Konzil gezeigt hat, sieht der Bischof im Zusammenhang mit einer generellen Strömung zur Abwertung der rechtlichen Seite der Kirche. Mgr. Charrière, der diese Abwertung bedauert, wirft gleichzeitig der vatikanischen Administration vor, durch ihr Verhalten dieser Strömung Vorschub zu leisten. Er verlangt, daß sie sich selbst korrigiere, denn so schließt er: so kann es nicht weiter gehen.

Die französischen Bischöfe handelten, wie es ihr Recht war

Eine letzte Frage: Hat die Antinomie im «Motu Proprio» schon zu konkreten Reaktionen seitens der Bischöfe geführt? Eine Antwort erhalten wir für den Augenblick erst aus Frankreich. Dort hatten mehrere bischöfliche Provinzblätter («Semaine Religieuse» genannt) die bereits vom 14. Januar datierte Verfügung des französischen Episkopats veröffentlicht, wonach künftig in allen gelesenen und gesungenen Messen Epistel und Evangelium unmittelbar auf französisch zu verlesen seien. Weitere Bestimmungen regeln den Gebrauch der Muttersprache bei der Sakramentenspendung, Beerdigung usw. Ausdrücklich werden dabei die Übersetzungen angegeben, die bereits vorhanden sind (diverse Missale usw.)

[3] Der italienische Ausdruck «imbrigliato» erinnert an ein Pferd, das sich in seinem Geschirr verwickelt hat.

[4] Vollinhaltlich abgedruckt in *La Liberté* vom 22. und 23. Januar 1964 unter dem Titel «Concile et Unité».

und für die nun der offizielle liturgische Gebrauch autorisiert wird.

Diese auf den 16. Februar wirksam werdenden Entscheidungen der französischen Bischöfe veröffentlichte am 1. Februar (also drei Tage nach Erscheinen des «Motu Proprio» im Osservatore Romano) die Zeitung «La Croix». Sogleich erhoben einige italienische Zeitungen[5] ein Geschrei, die Franzosen stünden im Gegensatz zum Motu proprio. Dies veranlaßte das Nationalsekretariat für religiöse Information zu einem Communiqué, das vom 6. Februar datiert ist.

Es zitiert die Artikel 36 und 101 der Konstitution und speziell den Paragraph, der die Übersetzungen regelt. Sodann beruft es sich auf eine Agenturdepesche der A.F.P. aus dem Vatikan vom 5. Februar, 13.30 Uhr (sic!), wonach das «Motu Proprio» vom 25. Januar nicht als Widerspruch zur am 4. Dezember promulgierten Konstitution zu betrachten sei. Es schließt: «Mit ihrer vom 14. Januar datierten Verfügung hat der französische Episkopat die Vollmachten genutzt, die ihm gegenwärtig eigen sind.»

Inzwischen hat am 3. Februar auch die österreichische Bischofskonferenz einen Beschluß gefaßt, gemäß dem vom ersten Fastensonntag an Epistel und Evangelium direkt vom Priester in der Muttersprache zu verlesen sind. Analoge Beschlüsse sind nach unseren Informationen in diesen Tagen für den übrigen deutschen Sprachraum zu erwarten, so daß die geistlichen Schätze der Fastenliturgie, auf die wir zu Beginn hinwiesen, sowohl sonntags wie werktags den Gläubigen zugänglicher werden.

Hoffnung für die Zukunft

Für die Zukunft der Konzilsarbeit wie auch der Kurienreform dürfte der Zwischenfall mit dem «Motu proprio» gewiß noch Konsequenzen haben.[6] Für die weitere Durchführung der Liturgiereform als solcher aber ist wichtiger als eine eventuelle «Erklärung» zum «Motu proprio» die Tatsache, daß Paul VI. zum Präsidenten der Kommission zur Ausführung der Liturgiereform Kardinal *Lercaro* und zu ihrem Sekretär Prof. *Bugnini* eingesetzt hat. Bei Bugnini handelt es sich um eine ausgesprochene Rehabilitierung, war er doch nach vorzüglicher Arbeit in der vorbereitenden liturgischen Kommission unmittelbar vor Konzilsbeginn wegen angeblich eigenmächtigen Vorgehens und auf Intervention des Heiligen Offiziums (gerade wegen der Approbation einer muttersprachlichen Übersetzung!) abgesetzt worden. Schon an der ersten Session hatte Paul VI. (als Kardinal) Bugnini sein Vertrauen ausgesprochen. Seine Wiedereinsetzung unter einem neuen Chef gibt beste Gewähr, daß für die weiteren «Schritte» der Liturgiereform ein guter Weg gebahnt ist. *L. Kaufmann*

[5] Es fällt auf, daß die italienische Presse sich abwartend verhielt, bis die Meldungen aus Frankreich kamen. Dann aber wurde auch der Artikel von Pater Marsili (mit Namen) aufgegriffen. So in großer Aufmachung von «Il Tempo» vom 5. Februar, der sich nur an die «Tatsachen» halten will, aber von einer «Atmosphäre, um wenig zu sagen, voller Widersprüche und Kontroversen» spricht, die seit dem Motu Proprio herrsche.

[6] Möglicherweise hat der Papst darauf angespielt, als er in der Audienz vom 5. Februar für die italienischen Krankenträger von Lourdes von den «Bitternissen und Sorgen» sprach, die ihm in seinem Amt begegneten und in denen ihm nur das Gebet die nötige Kraft «zur Überwindung der Hindernisse» verleihe. Nach unseren neuesten Informationen sucht man zur Zeit in Rom darnach, wie man das negative Echo auf das Motu proprio und den in ihm aufgedeckten Irrtum «reparieren» könne ohne allzusehr, wie man in Rom zu sagen pflegt, «das Gesicht zu verlieren».

Besinnung zur Fastenzeit

STRUKTUREN CHRISTLICHER VOLLENDUNG

Christliches Leben ist wesenhaft ein Werden des Himmels in den Kindern Gottes, in den Brüdern und Schwestern Jesu Christi. Wollen wir also wissen, in welchen Strukturen sich unser christliches Leben vollendet, dann müssen wir zuerst auf die Frage Antwort geben: Was ist Himmel? Von der richtigen Beantwortung dieser Frage hängt ab, worin wir die eigentliche Vollendung sehen.

Das Leben wird in uns zweimal geboren. Einmal in der Ankunft aus dem Mutterschoß und zum zweiten Mal im Entlassenwerden aus der Welt; in der Geburt und im Tod also. In der Geburt wird das Kind gewaltsam aus dem Mutterschoß, aus der Enge des Beschützenden, des Gewohnten und des Heimlichen gedrängt; es wird von einem Untergang bedroht; zugleich eröffnet sich vor ihm eine weite, neue Welt; die Welt des Lichtes, der Farben, der Bedeutungen, des Mitseins und der Liebe. Ähnliches geschieht im Tode, nur viel radikaler: gewaltsam wird der Mensch aus der Enge seiner bisherigen Weltlichkeit herausgenommen; gleichzeitig gelangt er zu einem neuen, wesenhaften, sich bis in die Weite des Weltseins erstreckenden Weltbezug; der Mensch geht im Tode einerseits wirklich «unter», im Sinne einer Nichtung, eines gewaltsamen Entzugs seiner Leib-Weltlichkeit; zugleich taucht er «unter» bis zu den Wurzeln der Welt und erhält dadurch eine totale Weltpräsenz; er tritt ein in eine Tiefendimension des Weltalls, in jene Sphäre, wo sich die Umwandlung unserer Weltlichkeit in Himmel endgültig vollzieht. Was nachher kommt, was Himmel ist, davon wissen wir fast nur so viel wie das Kind im Mutterschoß von der Welt. Der Himmel übersteigt unsere Vorstellungen derart, daß wir von ihm fast nur sagen können, was er nicht ist. Es wurde uns vom Himmel nur so viel geoffenbart, daß wir in der Erwartung nicht erlahmen. Eines wissen wir aber mit Sicherheit: Himmel ist die endgültige Vollendung im grenzenlosen Glück. Wenn wir also auf die Frage nach dem Wesen des Himmels Antwort geben wollen, müssen wir wissen, in welchen Richtungen unser Leben spontan seine Vollendung sucht. Diese Linien müssen wir dann ins Unendliche verlängern. So gewinnen wir eine ferne Ahnung vom Wesen des Himmels.

Welches sind nun die wesentlichsten Vollendungsrichtungen menschlicher Wirklichkeit? Es sind deren drei.

▶ *Menschliches Leben vollendet sich (erstens) in der Armut.* Die unmittelbare Erfahrung scheint uns das Gegenteil zu lehren. Das Leben vollendet sich im Besitz. Der Mensch ist ein «Mangelwesen». Seine Lebenskraft genügt nicht, um sich in der Welt – in die er gemäß dem Willen seines Schöpfers eingesenkt ist – zu verteidigen. Er müßte rein biologisch untergehen, wenn er nicht eine andere Kraft besäße. Der Mensch vermag die Welt zu beherrschen. Er umgibt sich mit einer schützenden Hülle; er macht sich die Energien der Welt dienstbar; er erschafft so zwischen sich selbst und der Welt eine neue Welt. Er paßt sich der Welt nicht an, sondern formt die Welt in eine künstliche Sphäre um, worin er unbeschadet seiner Nichtangepaßtheit leben kann. So enthebt er sich, indem er die Welt beherrscht, den Bedingungen seiner Umwelt. Besitz, Weltbeherrschung, Eigentum und Herrschaft sind also Formen menschlicher Vollendung, und zwar dermaßen, daß der Mensch ohne sie gar nicht existieren könnte.

Warum sagen wir trotzdem, daß sich das menschliche Leben in der Armut vollendet? Weil der Drang nach Besitz sich in uns notwendig umformen muß in die Armut. Drang nach Besitz ist wesenhaft Drang nach Teilhabe am fremden Sein. Je höher ein Seiendes dem Seinsrang nach steht, desto weniger läßt es sich besitzen. Die höchsten Werte – wie zum Beispiel die Liebe – kann man nicht erzwingen, kann man nicht mit den Mitteln der Weltbeherrschung erobern. Wenn wir an einer Person teilhaben wollen, müssen wir sie «frei-geben», müssen ihr gegenüber darauf verzichten, sie als Eigentum zu behandeln, das

heißt: müssen die Haltung der Armut einnehmen. Der höchste Reichtum, die Teilhabe an Gott, ist reine Gnade. Gottes Gnade ist etwas Unberechenbares, alle Voraussagen und Ahnungen Widerlegendes. Gott gibt seine Gegenwart, wo und wann er sie geben will. Nichts wird dem Menschen von Gott geschenkt, was ihm ohnehin zukäme. Das Ereignis Gottes ist etwas, das den Menschen überfällt. Letzten Endes kann (und braucht) der Mensch dabei nichts anderes tun, als sich in stummer Hingabe von Gott beschenken lassen. Und so verhält es sich überall, wo menschliche Eigentlichkeit geschieht. Das Eigentliche läßt sich nicht erobern und noch weniger besitzen. Menschliche Vollendung ist Geschenk. Wir sind ihr gegenüber immer arm. Je mehr wir uns offen halten, je empfänglicher, das heißt «noch-nicht-erfüllter» unser Wesen ist, desto mehr können wir beschenkt werden, desto größere Vollendung steht uns bevor. Und selbst daß wir uns offenhalten können, daß wir in uns eine Leere, eine Armut schaffen können, die erfüllt zu werden vermag, selbst das ist letzten Endes ein Geschenk. In den wesentlichsten Bereichen seines Lebens hat der Mensch nur als «Armer» Hoffnung auf Vollendung.

▶ *Menschliches Leben vollendet sich (zweitens) in der Keuschheit.* Auch da scheint zunächst das Gegenteil wahr zu sein. Das Leben sucht doch seine Vollendung in der Richtung der Liebe. Ohne sie wäre es uns unmöglich, jene unentbehrliche Erfahrung zu haben, woraus die Haltung der geistigen Armut erwächst, die Erfahrung, daß unser Selbst sich in der Selbsthingabe vollendet. Liebe ist ja die Wesensform der Selbsthingabe. Sie ist die völlig interesselose Bejahung des fremden Seins und darin die Bestätigung unserer eigenen Existenz. Totales Sichschenken also und darin totales Empfangen. Eine wesentliche, ja für viele von Gott als Lebensaufgabe und als Weg zur Vollendung befohlene Grundgestalt davon ist die leiblich vollzogene geistige Liebe, worin sich das Leben neu erschafft, mit sich wieder eins wird und ein neues Anderssein hervorgehen läßt.

Dennoch mündet selbst die leibliche Liebe in der Keuschheit. Echte Liebe fordert mehr als leibliche Berührung. Sie sagt vorbehaltlos «Ja» zum geliebten Du. So sehr, daß sie es nicht «verbrauchen» möchte, daß sie nichts von ihm verlangt. Sie will ihm nur wohltun, zärtlich zu ihm sein, ohne etwas zu fordern. So geht die glühende Liebe über in die reine Bejahung des geliebten Wesens, das man, gerade weil man es liebt, nicht mehr als «Besitz» behandeln will. Dieses glühende Dastehen der Liebe, dieses reine Schenken, diese vorbehaltlose Hingabe ist Keuschheit. Die Liebe kann sich, indem sie sich vollendet, in keusches Sein, in die Jungfräulichkeit umwandeln.

▶ *Menschliches Leben vollendet sich (drittens) im Gehorsam.* Die Vollendung des Lebens liegt in der Richtung der immer größeren Freiheit. Zunächst in der Richtung der immer größeren Befreiung von der Unmittelbarkeit der Triebe, dann aber auch – und vor allem – der immer entschiedeneren Selbstauszeugung. Schließlich ist da noch ein drittes Moment der Freiheit, das eigentlich das wesentlichste ist: das «Sich-in-der-Freiheit-Binden-können». Menschliches Wesen ist erst dann frei im eigentlichsten Sinne der Freiheit, wenn es so unabhängig wird, daß es sich nicht mehr an sich selbst klammert, indem es nicht mehr sucht, was es selbst befriedigen, erfüllen könnte, sondern das, was andern Glück und Vorteil bringt.

Diese ekstatische, sich selbst überholende Freiheit verwirklicht sich im Gehorsam, darin, daß die Freiheit nichts anderes will, als dienen, verfügtwerden, das Herz verschenken, sich nicht aufdrängen, nicht mehr für sich selbst da sein. Eine solche Freiheit ist unmittelbare Liebe, Kraft des vom Guten berührten Herzens. Eine große Zärtlichkeit zum Sein liegt in solcher Freiheit. Etwas Absichtsloses. Sie ist reine Bereitschaft. Eine Bereitschaft, die nichts anderes ist als die Empfänglichkeit für das Neue. Sie zeigt an, daß eine Seele noch frisch ist, daß sie einer noch größeren Erfüllung entgegengehen kann, daß sie nichts in sich hat, das die Ankunft des Größeren hindern könnte. Sie ist die Jugend des Geistes, das Frohe, das Umwandlungsfähige in ihm. Eine solche Freiheit sagt «Ja» zu allem, was ist. Zu allen Wesen spricht sie ihr Du: Schwester Sonne, Bruder Feuer, Bruder Tod und Bruder Mensch. Sie will ihnen gehorchen, das heißt, sie in ihrem tiefsten Wesen anerkennen. Vor allem wird aber Gott durch eine solche gehorsame Freiheit «frei». Hier kann er die Welt «fassen». Die tiefer als alle menschliche Tiefe liegende Lebendigkeit Gottes kann sich nun im Menschen zur Geltung bringen. Sperrt sich unsere Existenz, so ist Gott gebunden. Öffnet sie sich, so entsteht eine neue Weite, in welche Gottes Sein eintreten kann, und worin eine zweite Schöpfung, die neue Schöpfung beginnt. Das ist das Wunder, das zu verkünden Jesu innigstes Anliegen war: das Wunder des Werdens einer neuen Welt.

Wenn sich aber das Leben wesentlich in Armut, Keuschheit und Gehorsam vollendet, so ist kein Eintritt in den Himmel möglich ohne diese drei. Der *Tod* wird uns alle in die Möglichkeit setzen, die totale Armut, die vorbehaltlose Keuschheit und den unbedingten Gehorsam frei zu verwirklichen. Erst wenn der Mensch sich vernichtigt (seine Armut, die zugleich ganzheitliche Aufgeschlossenheit ist, auf sich nimmt), wenn er sein eigenes Wesen rückhaltlos hingibt (seine Keuschheit in einer ganzheitlichen Zurückhaltung erlangt) und wenn er sich absichtslos schenkt (seinen Gehorsam mit der letzten Unbedingtheit seiner Freiheit bejaht), kann er eintreten in die Vollendung. In diesem Sinn sind die evangelischen Forderungen der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams für jeden Christen gültig und dulden keine Ausnahme.

Himmel besteht also aus einer ganzheitlichen Armut: unser Wesen wird aufgebrochen; es wird eröffnet auf eine unendliche Vollendung hin; auf eine Vollendung, die eine ständige Leere hervorruft, damit das menschliche Wesen noch mehr erfüllt werden könne. Himmel besteht auch aus einer rückhaltlosen Keuschheit: wir werden im Himmel nur da sein, offen für die andern, nur uns selbst schenkend und nichts, keine Gegenleistung erwartend; wir werden Kraft dazu haben, Kraft aus unserer Armut. Himmel besteht schließlich aus einem unbedingten Gehorsam: unser Wesen wird ein «Ja» sein. Ein «Ja» zur Unendlichkeit, zur unendlichen, uns immer mehr erfüllenden und verfügenden Vollendung; ein Sichhineinbegeben in die ständige Andersheit, wozu uns unsere Keuschheit fähig machen wird. So wird deutlich, daß Armut, Keuschheit und Gehorsam nicht drei verschiedene Tugenden sind, sondern die eine Eigenschaft der Liebe; einer Liebe, die Hingabe geworden ist und die in eben dieser Hingabe ihre restlose Erfüllung erlangt.

Aus diesen Überlegungen geht hervor, daß die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams nicht eine außergewöhnliche und nur wenigen vorbehaltene Entscheidung sind, sondern das Grundgesetz der neuen Schöpfung. Jeder Christ muß sie in seinem Leben – oder wenigstens im Tod – verwirklichen. Das Besondere und Ungewöhnliche am Leben der Gelübde ist, daß ein Mensch wagt, das Ewige bereits jetzt unter den Bedingungen der Weltlichkeit zu leben. Christliches Ordensleben ist demnach ein Zeugnis vom Himmel. Und so muß es «dargelebt» werden. Der Ordensmann und die Ordensfrau sind dazu berufen, den Menschen zu zeigen, was Himmel ist. Wenn ihnen das nicht gelingt, so haben sie in ihrem Beruf versagt.

Zeugnis ist ein Offenbarungsvorgang. In ihm tritt das «Noch-Unzugängliche» in die Welt der Greifbarkeit. Es erhält in einem konkreten Menschendasein eine faßbare Evidenz. Im Zeugen des Himmels verdichtet sich also der Himmel selbst. Es wird eindeutig, daß es ihn gibt, daß er Macht hat über ein Menschenwesen, dessen Herz er bereits jetzt voll erfüllen kann. Die Welt unserer unmittelbaren Erfahrungen ist noch undurchsichtig auf den Himmel hin. Erst im Zeugnis bekommt die Welt eine neue Transparenz. Die Existenz des Zeugen ist gleichsam ein Riß in unserer Welt. Durch diesen Riß strömt das Licht des Himmels herein. Um Zeuge zu sein, genügt also noch nicht, daß ein Mensch gläubig, fromm, innerlich und um religiöse Dinge wissend ist. Er muß ganz ergriffen werden von der Wirklichkeit des Himmels, damit seine Existenz ganz leuchtend werde. Der durch die Gelübde von Armut, Keuschheit und Gehorsam vom Himmel seinshaft ergriffene Mensch ist der Gipfelpunkt des Universums, die Blüte der Schöpfung. In ihm vollendet sich unsere Welt. Er ist die bis zu den äußersten Gemarkungen vorgestoßene Spitze des kosmischen Werdens. Das Leben der Gelübde ist also keineswegs eine Vernei-

nung der Welt, sondern eine tiefe Liebe zum Eigentlichen unserer Weltlichkeit, eine Liebe, dessen «Ja» sonst nirgends auf der Erde so radikal ausgesprochen wird. In den heutigen Menschen ist ein Verlangen, ja eine Gier nach Größe aufgebrochen. Etwas Niedagewesenes steigt aus dem Bewußtsein des Menschen empor, eine neue Sehnsucht, eine neue Jugendlichkeit des Geistes, ein neues Verlangen, den Rahmen alles Bisherigen zu sprengen, eine neue Fähigkeit, sich in die Zukunft hineinzuträumen. Das Christentum will diesen neuen Aufbruch nicht verhindern. Im Gegenteil. Es entzündet für ihn ein Licht, damit der Weg sichtbar wird. Christus ist die Erfüllung aller Sehnsüchte. Alles was «hinauf»-strebt, verlangt nach dem Herrn. Christus steht im Herzmittelpunkt aller Träume der Menschheit. Der auferstandene Christus ist Garant dafür, daß keine Hoffnung unerfüllt bleibt, daß sich unsere Sehnsüchte nicht im Leeren verlieren. Nirgends wird die Welt so radikal bejaht, wie im Christentum. Und diese radikale Weltbejahung soll in jenen Menschen sichtbar werden, die sich durch die Gelübde ganz dem Himmel, der letzten, unendlichen Vollendung der Welt geweiht haben.

▶ *Armut als Weltbejahung.* Der Mensch, der sich durch das Gelübde der Armut Gott eine innere Freiheit vom Besitz versprochen hat, spricht – vielleicht nicht durch Worte, sondern durch sein gelebtes Dasein – zur Welt:

«Um vorwärts zu kommen, muß man mehr sein, als reich. Mein Freund, du bist auf deine Sicherheit bedacht. Du hast für deine Familie zu sorgen. Du mußt zusehen, daß die Deinen keine Not leiden. Unser Herr hat das von dir verlangt, und du tust gut daran, dieser Forderung mit allen Kräften nachzuleben. Du darfst aber dein Herz nicht binden. Sonst bleibt dir und deiner Welt die Vollendung versagt; sonst bringst du die Welt nicht vorwärts, schaffst aus ihr nicht eine neue Welt. Unser Herr hat es selber gesagt 'Kinder, wie schwer ist es für solche, die ihr Vertrauen auf Reichtum setzen, in das Reich Gottes einzugehen'. Er meinte damit genau das, was du in Momenten der Einsicht auch dir selbst immer wieder sagst: ‚ich muß mich freimachen, ich darf mich nicht ins Gewordene einsperren, ich muß einer neuen Erfüllung zugehen, ich muß ständig gegen meine eigene Verplattung kämpfen, mein Wesen ist nicht Gewesenheit, was ich eigentlich bin, liegt noch an der Front, ich darf mich nicht zufrieden geben, sonst wird nichts aus mir, nichts aus meinen Träumen, nichts aus meiner Sehnsucht'. Ja, unser Herr verlangt von dir, daß du vorbehaltlos empfänglich seist für das Neue, daß du dich in der Pflege des Eigenen nicht verausgabst, daß du in deinem Innern für die Dinge und für die Menschen Raum schaffst, daß du dich selbst nicht allzu ernst nimmst, daß du offen seist für die Nöte der andern, daß du dich nicht vordrängst, sondern die andern gelten läßt, daß du nicht überall nur die Bestätigung deines eigenen Selbst suchst, daß du also dich um Krüppel, Lahme und Blinde kümmerst, daß du Hungrige speisest, Durstigen zu trinken gibst, Fremde beherbergst, Nackte bekleidest, Kranke besuchst, zu Gefangenen hingehst, Trauernde tröstest, daß du – um es mit einem Wort zu sagen – die Welt nicht aufgibst, sondern ihr zeigst, daß sie noch eine Hoffnung hat. Das ist jene innere Armut, von der unser Herr so eindringlich sprach. Erst darin wirst du echte Freude finden. Nicht Bequemlichkeit, nicht billige Lust, nicht leichte Fröhlichkeit, sondern tiefe Freude, die daraus kommt, daß der Mensch für jene sorgt, jene aufnimmt, die der Herr zu ihm schickt. Der innerlich arme Mensch, der Mensch also, der sein Vertrauen nicht auf das Erreichte, Bereits-Verwirklichte setzt, steht in königlicher Unabhängigkeit über den Dingen. Er gebraucht sie, denn Gott hat sie ihm gegeben. Aber er gebraucht sie so, als ob er sie nicht gebrauchen würde, das heißt, er gebraucht sie nicht aus bloßer Gier des Habenwollens, sondern um für die ihm Anvertrauten zu sorgen. Er besitzt die Dinge nur, um die schenkende Liebe seines Herzens zu bewähren. Glaubst du, die Dinge würden dir verlorengehen, wenn du dich nicht an sie klammerst? Keineswegs! Der Mensch besitzt die Dinge im wahren Sinn erst, indem er sie verwandelt, ihre Schönheit in sich aufnimmt, durch ihr Sein vorstößt bis zu ihrem ewigen Grund. Welch innige Vertrautheit mit den Dingen dieser Welt spricht aus den Gleichnissen Jesu, der selber nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. Das Wasser, das Brot, die Tür, der Weg, das Licht, ja die ganze Welt sind in den Gleichnissen Jesu voll vom Geheimnis, des Geheimnisses Gottes, das selbst durch die gewöhnlichsten und alltäglichsten Dinge hindurchscheint. Habe also keine Angst! Du wirst reicher, indem du die Dinge nicht ergreifst, sondern sie begreifst. Laß dich nicht beherrschen, gebe dich nicht zufrieden, lasse die Sehnsucht in dein Herz einkehren, sei ein Mensch, der einer noch größeren Vollendung entgegenharrt. Wenn du das nicht tust, verkümmert das Leben in dir und du wirst keine Hoffnung mehr haben. Du wirst das Leben nicht vorantreiben. Du wirst ein Holzklotz an den Füßen der Menschheit sein, die überall von Vollendung träumt, und die einer schöneren Zukunft entgegenschreiten will. Wenn du die Welt wirklich liebst, sei innerlich arm!»

Diese «Predigt der Armut» wird aber nur glaubhaft, wenn die Menschen, die gleichsam «berufsmäßig» von der Größe der Armut Zeugnis ablegen sollen, der Welt beweisen, daß die Welt nur in der geistigen Armut wirklich geliebt werden kann. Dies dürfte aber nicht allzu schwer sein. Die sogenannten «Kinder der Welt» wissen sehr wohl: Jede große Tat ist mit Verzicht verbunden; jede Vollendung der Welt verlangt Anstrengung, Sieg über die Trägheit, über die eigene Selbstzufriedenheit, das heißt Loslösung. Wieviel Ruhe, Frieden opfert der Mensch täglich, um vorwärtszukommen. Wieviel des eigenen Selbst verliert der Mensch täglich in der Arbeit für die Erde. Er muß sich immer wieder sich selbst entreißen. Er weiß sehr viel um das Opfer. Diese Forderung der Loslösung erreicht beim Christen ihre höchste Vollendung.

Der Christ sucht Gott in allen Dingen. In seinen eigenen Augen zählt er selber nicht mehr. Er hat sich vollkommen vergessen. So *könnte* der Christ der «losgelösteste» unter den Menschen sein und die reinste und selbstloseste Tat im Dienste einer dem Göttlichen entgegenwachsenden Welt vollbringen. Er könnte sich radikal «klein machen», sich vergessen, das heißt geistig arm sein. Die Menschen würden dann sehen: Er hat sich ungeschützt und fraglos dahingegeben, er hat sich in den andern hinein verloren, er sucht nicht den eigenen Vorteil, er hat sein Herz freigemacht, er ist der vollendete Mensch. Wer sonst könnte sich radikaler schenken als der Christ, dessen Leben ja im Nachvollzug der Existenzweise seines Erlösers besteht. Diese Existenzweise, die Gesinnung Christi hat der Philipperbrief folgendermaßen geschildert: «Seid gesinnt wie Christus Jesus. Er war in göttlicher Gestalt und wollte doch nicht gewaltsam an seiner Gottheit festhalten. Er gab sich vielmehr hin, nahm Knechtsgestalt an und war den Menschen gleich. In seiner ganzen Erscheinung als Mensch erfunden, entäußerte er sich». Erst in solcher Gesinnung vermag der Mensch überhaupt schöpferisch zu sein. Und das ist die Gesinnung des Christentums. Der Zeuge des Himmels müßte der heutigen Welt konkret beweisen: Wer die Erde wirklich liebt, muß sie christlich lieben. Der Christ ist kein müdes Glied des Menschengeschlechtes. Er ist nicht weniger, sondern mehr Mensch als alle andern. «Hebräer sind sie? Ich auch! Israeliten? Ich auch! Nachkommen Abrahams? Ich auch! Ja, ich bin es noch mehr!» – sagt Paulus im zweiten Korintherbrief. Wir könnten hinzufügen: Menschen sind sie? Ich bin es noch mehr! Dieses «Plus et ego» (Ich bin es noch mehr) ist genau die Stelle, an der heute das christliche Zeugnis entsteht. Es zeigt, daß wir nicht deshalb arm sind, weil wir im Lebenskampf versagt haben oder dafür eine individuelle Belohnung im Himmel erwarten, sondern weil wir erkannt haben, daß dies der Weg zum kollektiven Erfolg der Welt ist. Wir sind nicht gegen die Welt arm, sondern für die Welt.

▶ *Keuschheit als Lebensbejahung.* Keuschheit ist nicht eine negative Eigenschaft, Verkrampfung und Leugnung des Lebens. Sie ist im Gegenteil ungeteilte, ganzheitlich gelebte Lebensbejahung. Der Zeuge des Himmels verzichtet auf die Erfüllung seiner Sehnsucht, nicht weil er die Liebe geringschätzt, sondern weil er sich ungeteilt schenken will, weil ihn seine Liebe hinausträgt über jegliche Erfüllbarkeit. Er möchte für alle da sein, vor allem aber für jene, die niemand liebt, die die Liebe noch nie erfahren haben. Die Keuschheit ist also die reine Positivität des Lebens. Sie ist jene Geradlinigkeit und jener Schwung, die die Liebe fähig machen, zu lieben. Unrein, unkeusch ist dagegen ein Wesen, das sich im Egoismus einrollt, das sich selbst sucht, das nicht liebt. Die Reinheit verwirklicht sich in einem Menschen, in dessen Bewußtsein nicht das eigene Selbst steht, dessen Daseinsregungen von ihm «fort gehen», in dessen Lebenszentrum die andern stehen, nicht sein eigenes Ich, wer eine grundsätzliche Absichtslosigkeit und Offenheit des Daseins in die Tat umsetzt, wer sich ganzheitlich «zusammennimmt» und sich restlos verschenkt, wer auf sich selbst nicht mehr zurückschaut, sondern sich zum Einsatz bringt mit dem Ernst seiner gesamtpersonalen Wirklichkeit.

Die Reinheit ist im Grunde nichts anderes als jene Haltung der Unbedingtheit, die im Neuen Testament mit «Herzenseinfalt» bezeichnet wird: Ganzheitliche Hingabe des Menschen. «Herzenseinfalt» bezeichnet den Zustand, in dem das Herz eines Menschen wirklich «eins» ist: Ganz Hingabe, ganz Dienen, ganz Aufrichtigkeit. In einer solchen ungeteilten Hingabe glänzt das menschliche Wesen auf, wird vom Licht der Heiligkeit durchflutet. Reinheit ist die zur Lebenshaltung gewordene Gebärde des Menschen, der Gott «eindringlich», mit allen Fasern seiner Existenz sucht. Die Heilige Schrift gebraucht für dieses «leuchtendes Dastehen» auch das schwer übersetzbare Wort «hagnotes». Diese ist nicht einfach «Reinheit», sondern Heiligkeit und Heilheit des Seins, das innerliche Leuchten eines Wesens, das «unbedingt» lebt für das «Unbedingte», für Gott. Diese ganzheitliche Hingabe «zwingt» Gott, in die Welt einzutreten, sich der Welt zu schenken. Dies ist auch das Geheimnis von Mariä Verkündigung: «Als der Augenblick kam, da Gott sich entschloß, die Menschwerdung vor unsern Augen zu verwirklichen, mußte er zuerst in der Welt eine Tugend erwecken, die fähig war, Ihn bis zu uns herabzuziehen ... Er schuf die Jungfrau Maria, das heißt, er ließ auf der Erde eine so große Reinheit entstehen, daß er sich in diese Durchsichtigkeit verdichte, bis er als kleines Kind erschiene» *(Pierre Teilhard de Chardin)*. Die Heilige Jungfrau war die Dichte des Lebens. In ihr konzentrierte sich die Lebendigkeit des Alls. Sie ließ Christus, das «Leben», hervortreten, der uns und das All hinüberführt in die letzte Lebensfülle, in die Verherrlichung. In Christus glühte das Sein auf. Die Jünger haben dieses Glanz-werden, diese Intensität der Wirklichkeit, diese Metamorphose des Seins in die Herrlichkeit auf erschütternde Weise erfahren: «Da verwandelte sich sein Aussehen vor ihnen. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie das Licht». Johannes berichtet über seine Christusvision: «Ich wandte mich um, die Stimme zu erschauen, die zu mir sprach. Und wie ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter, und inmitten der Leuchter eine Gestalt wie die des Menschen Sohn, umhüllt von einem wallenden Mantel, und die Hüfte umgürtet mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt und seine Haare waren weiß wie schneeig weiße Wolle. Seine Augen waren wie Feuerbrand, seine Füße wie Erz, im Ofen geglüht, und seine Stimme wie das Tosen vieler Wasser. Auf seiner Rechten hielt er sieben Sterne. Aus seinem Munde ging ein Schwert hervor, zweischneidig scharf, und wie die Sonne in ihrer Macht, so strahlte sein Antlitz. Als ich ihn erblickte, fiel ich wie tot zu seinen Füßen nieder. Er legte seine Rechte auf mich und sprach: 'Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte. Der Lebendige. Ich war tot, aber nun lebe ich wieder in alle Ewigkeit'». Eine Botschaft vom Leben. Das reinste Leben hat den Tod überwunden und dem Leben seine Lebendigkeit geschenkt.

Von dieser Lebendigkeit Zeugnis abzulegen ist die Aufgabe jener Christen, die sich im Gelübde der Keuschheit dem Leben geweiht haben. Sie sollen der Welt jenes Vermögen der Reinheit zeigen, das das Göttliche unter uns entstehen läßt. Der Zeuge des Himmels darf nicht kleinlich werden, er darf nicht den Eindruck erwecken, er liebe Gott, weil er sonst niemand lieben kann, er suche das Ewige, weil er keinen Mut für das Zeitliche hat. Er muß Transparenz reiner Lebendigkeit in der Welt werden. Das Leben muß in ihm aufleuchten. Daß dies nicht nur in Christus geschehen kann, sondern jedem Menschen, der sich ganzheitlich Christus geweiht hat, davon legt die Apostelgeschichte Zeugnis ab, wenn sie vom Diakon Stephanus berichtet: «Alle, die im Rate saßen, blickten auf ihn und sahen, wie sein Antlitz dem eines Engels glich.»

▶ *Gehorsam als Freiheitsbejahung.* Nichts war so frei, wie jene Liebe, mit der Christus den Willen des Vaters gesucht hat. Christus hat keine Lebenspläne erarbeitet, keine Programme verkündigt, sich mit seinem Schicksal nicht beschäftigt. Er war frei. Dem Augenblick und den in diesem Augenblick sich offenbarenden Nöten der andern gegenüber offen. Er ließ sich führen. Es verwirklichte sich in ihm, wovon der Psalm eine ferne Ahnung gibt: «Herr, mein Herz ist nicht stolz, und meine Augen vermessen sich nicht. Nein, bescheiden habe ich mich und meine Seele gestillt. Wie ein Kind auf der Mutter Schoß, ist meine Seele in mir». Er hat sich, als Mensch, vollkommen in die Hände dessen hineingelegt, der wie niemand sonst unsere Freiheit respektiert, weil er selbst diese Freiheit erschaffen hat. Er hat sich ganz hineinbegeben in den Willen Gottes, der die Schöpfung durchwirkt, sie immer weiter vorantreibt und einer ganzheitlichen Befreiung, dem Himmel, entgegenführt. So wurde er zum Pfeil des kosmischen Werdens: «Er war gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuze. Darum hat Gott ihn auch so hoch erhoben und ihm den Namen verliehen über alle Namen, daß im Namen Jesu sich beuge jedes Knie, der Himmlischen, Irdischen und Unterirdischen, und daß jede Zunge bekenne: Jesus Christus ist der Herr». Unsere Freiheit liegt darin, dem zu gehorchen, der uns zur Freiheit berufen hat, der Milliarden Freiheiten entstehen ließ und sie alle zu ihrer Vollendung führen will. Wenn wir uns dieser Schöpferkraft fügen, bringen wir die Welt voran, ihrer ewigen Bestimmung entgegen. Wir verlieren dadurch unsere Freiheit nicht. Gottes Schöpfungstat ist die Tat der Zartheit. Eine große Zurückhaltung liegt in der Geste der Schöpfung. Gott schafft uns dadurch, daß er für uns Raum läßt, daß er gleichsam seine Allmacht, sein allerfüllendes Wesen zurückzieht, damit wir sein können. Und nachher, nachdem er uns ein Herz geschenkt hat, geht er hinaus und wirbt um uns, sagt in erschütternder Eindringlichkeit: «Sohn, schenke mir dein Herz.» Er sagt: Wenn du willst, führe ich dich hinaus aus deiner Enge. Ich werde dich so führen in Ewigkeit. Du wirst ständig neu werden. Du wirst erleben, was immerwährende Wandlung ist. Aber du mußt es frei tun. Ich will dich nicht zwingen. Du bist frei. Deine Freiheit vollendet sich aber, indem du sie mir schenkst. Ich kann die neue Schöpfung nur erschaffen, wenn du mitarbeitest. Himmel entsteht, indem du mir in deinem Wesen Raum läßt.

Jeder Christ ist – indem er sein Christentum ehrlich lebt – zu diesem Gehorsam berufen. Jeder Christ muß sich offenhalten für die Führung Gottes in jedem Augenblick, eines Gottes, der seinen Willen durch die Vielfalt der Ereignisse kundtut, der zu uns spricht durch den Gang der Geschichte, durch unser augenblickliches Befinden, durch die Zufälligkeiten des Alltags. Durch die Gelübde des Gehorsams macht aber der Christ noch einen Schritt vorwärts, hinein in den Willen Gottes. Er spricht zu einem Menschen, der ebenso dem Irrtum und der Dunkelheit ausgeliefert ist, wie er selber: Du sollst mir sagen, was Gott von mir will. Durch dieses Wagnis der restlosen Hingabe, auf das Gott nicht anders antworten kann als mit einer noch größeren Hinwendung seiner führenden Liebe, holt er gleichsam Gott noch mehr in die Welt hinein. Durch sein unbedingtes Vertrauen «zwingt» er gleichsam Gott, ihn noch mehr zu führen, seine liebende Hand noch fester zu halten. Dies sollten vor allem jene, auf die sich der religiöse Gehorsam zentriert, also die Oberen, nicht vergessen: Sie repräsentieren Gottes Führung nicht, weil sie besonders klug, begabt oder heilig sind, sondern weil der andere, der Geführte, Gott ein so großes Vertrauen geschenkt hat, daß Gott einfach nicht anders kann, als dem, der seine Führung vertritt, seine besondere Nähe zu schenken, ihm seinen Willen zu offenbaren. Der Obere müßte also ebenso – ja noch mehr – dankbar sein für den Gehorsam der Untergebenen, wie dieser ihm dankbar ist für die Führung Gottes. Beide sollen Zeugnis davon ablegen, daß hier Gott der Welt wirklich nahe ist.

Und der Herr ist der Welt nicht nahe, wenn diese Bindung des Gehorsams nicht *Freude* und *Befreiung* erzeugt. Jedesmal, wenn der Herr den Menschen nach seiner Auferstehung nahetrat, sagte er: «Ich bin es. Fürchtet euch nicht». Diese Freude, diese Furchtlosigkeit sollte das Zeugnis sein, daß hier Menschen in die Vollendung eingetreten sind, völlig eins wurden mit dem Willen dessen, der die Welt vollendet. Der Zeuge des Himmels gehorcht nicht, weil er zu schwach ist, seine Freiheit auszuüben, sondern weil er noch mehr an Freiheit ersehnt, weil er weiß, daß er, indem er sich Gott preisgibt, der Welt einen noch größeren Gott schenkt. Je mehr Gehorsam in der Welt existiert, desto mehr und desto schneller kann Gott die Welt in Himmel umwandeln. Auch hier ist das «Ja» Mariens, ihre freie, sich völlig schenkende Hingabe, von vorbildhafter Bedeutung: Ihre Hingabe ließ Gott in die Welt eintreten, das heißt, sie bot der Welt die Möglichkeit, sich mit ihrem Schöpfer zu vereinigen und zu erblühen zur Vollkommenheit.

Dergestalt wird die Atmosphäre – der Raum des Seins um den Zeugen des Himmels herum – immer leuchtender und immer mehr von Gott «geladener». Das glühend dargelebte Zeugnis von Armut, Keuschheit und Gehorsam führt eine Konzen-

tration des Göttlichen in unserer Welt herbei. Eine unermeßliche Kraft ist in uns verborgen, die Kraft der göttlichen Gegenwart in der Welt. Der durch die Gelübde Christus geweihte Mensch ist nicht etwas von der Welt Abgetrenntes. Seine Auserwählung, ja gerade sie, macht ihn mit der ganzen Menschheit solidarisch. Die Welt hat ihn gleichsam vorausgeschickt, damit er den Weg für die Menschheit bereite. Er nimmt das Leben der Welt mit sich in das atemraubende Abenteuer der Gottvereinigung. Er muß die andern nach sich lotsen. Eine gewaltige Verantwortung liegt auf ihm. Er gehört nicht mehr sich selbst, sondern der Menschheit. Er ist Geschenk Gottes an die Welt. *L. B.*

Die Kirche und die Panama-Krise

Die blutigen Zwischenfälle in der Kanalzone von Panama anfangs dieses Jahres und ihre bedrohliche nationale und internationale Auswirkung sind noch zu bekannt, als daß sie ausführlich in Erinnerung gerufen werden müssen. Weniger bekannt ist die entscheidende Rolle der Kirche in jenen unheilschwangeren Tagen. Ohne die mäßigende Einwirkung kirchlicher Kreise und das Vorgehen aktiver Christen wäre vielleicht die jetzige Ordnung in Panama durch eine «Castro-kommunistische» Welle hinweggefegt worden.

Die gefahrvollen Ereignisse begannen bekanntlich mit einem scheinbar belanglosen Zwischenfall. Eine Gruppe nordamerikanischer Schüler der Kanalzone hatte gegen eine ausdrückliche Vereinbarung zwischen Panama und USA vor einer öffentlichen Schule die Fahne der Vereinigten Staaten (ohne die Fahne von Panama) gehißt. Sofort begannen erregte Massendemonstrationen von Panamesen gegen die Kanalzone. Während einiger Stunden versuchten 20 Polizisten der Kanalzone den aufgebrachten Gruppen, die sich an den drei wichtigsten Zugangsstellen von der Stadt Panama zur Zone gebildet hatten, den Eintritt zu verwehren. Zuerst machten sie von den wenigen Tränengasbomben, die sie zur Hand hatten, Gebrauch. Bald jedoch mußten sie sich mit der Schusswaffe zur Wehr setzen. Zuerst schossen sie in die Luft, dann auf den Boden, schliesslich in die Menge. So gab es die ersten Toten und Verwundeten auf Seite Panamas. Am späten Abend besetzten nordamerikanische Soldaten alle Zugänge zur Kanalzone. Auch sie suchten zunächst die anstürmende Menge mit Tränengasbomben zurückzuhalten. Sie hatten Weisung, nur zu schießen, wenn auf sie geschossen würde. Erst als von Seite Panamas Heckenschützen in Aktion traten, schossen die nordamerikanischen Streitkräfte zurück. (Es ist wahrscheinlich, daß sie in einigen Fällen Schrotmunition verwandten, die normalerweise nicht tödlich ist). Inzwischen hatten in Panama Angriffe auf Eigentum und Bürger der USA eingesetzt. Autos mit Nummern der Kanalzone wurden angezündet. Fabriken und Geschäftshäuser von Nordamerikanern wurden geplündert und in Brand gesteckt. Häufig kam es zu Plünderungen und Brandschatzungen durch Banden und Extremisten. Manche Opfer dieser Gewalttätigkeiten hatten nichts zu tun mit den Zwischenfällen in der Kanalzone. Sechs Plünderer zum Beispiel erstickten im Rauch des PAA-Gebäudes, aus dem sie bereits den Kassenschrank herausgeschafft hatten. Es besteht kein Zweifel, daß von den 21 Toten und Hunderten von Verletzten auf Seite Panamas ein Drittel und mehr das Opfer dieser Ausschreitungen unverantwortlicher Elemente geworden ist, die in keiner Weise der vaterländischen Sache dienten.

Die Auslegung der Tatbestände war von beiden Seiten, von Panama und USA, vom ersten Anfang an sehr verschieden. Ein guter Teil der Zeitungen Nordamerikas und auch anderer westlicher Länder schoben in ihrer ersten Reaktion die Schuld kommunistischen Elementen in die Schuhe. Die lateinamerikanische Presse im allgemeinen, wie übrigens auch ein Teil der europäischen, warnten nicht so sehr vor der kommunistischen Gefahr, sie unterstützten vielmehr die gerechten Ansprüche Panamas. Die gesamte kommunistische Weltpresse nützte die Gelegenheit, um die USA auf die Anklagebank zu setzen. Auch die Zeitungen Panamas – die seriösesten nicht ausgenommen – schossen während einer Woche ein wahres Sperrfeuer gegen alles Nordamerikanische. Der Großteil der Radiosender tat ein Gleiches. Vor allem zwei Radiostationen machten sich von der ersten Stunde an zu den Hauptträgern einer gewaltsamen Aktion. Ihre flammenden Detailberichte, die die Tatsachen oft stark übertrieben, wurden vom ganzen Land gehört und riefen bei vielen Panamesen einen Sturm der Entrüstung gegen die Yankees hervor. Die wirklichen Tatbestände waren jedoch komplizierter. Zwei Tatsachen müssen gut beachtet werden:

1. Der Vertrag von 1903 zwischen Panama und USA hätte nach einstimmiger Auffassung von Panama schon längst revidiert werden müssen. Weil alle früheren Unabhängigkeitsbestrebungen gescheitert waren, nahm Panama unter dem Druck seiner ersten Befreiung diesen Vertrag an, obschon er für die USA weit günstiger war als jener, den sie zuvor Kolumbien (zu dem Panama gehörte) angeboten hatten, aber zurückgewiesen worden waren. Während Jahren schon hatte Panama auf grundlegende Verhandlungen gedrängt, vor allem auf die Tilgung der Vertragsklausel «auf ewige Zeiten» und auf eine klare Anerkennung der Herrschaft Panamas über die Kanalzone, was noch nicht eine Nationalisierung des Panamakanals bedeutet hätte. Die Übereinkommen von 1936 und 1952 blieben hinter den Hoffnungen weit zurück. Nach der Auffassung Panamas kommt die nordamerikanische Behauptung, ein Vertrag über die Herrschaft des besten Gebietes eines Landes könne auf «ewige Zeiten» abgeschlossen werden, der Meinung gleich, die alten Kolonien in Afrika und Asien sollten ewig Kolonien bleiben. Die Geschichte steht nun einmal nicht still! Die Fruchtlosigkeit der andauernden Bemühungen Panamas um grundlegende Verhandlungen ist an der bestehenden Spannung schuld. Heute steht jeder Bürger von Panama hinter seiner Regierung, so oft sie gegenüber den USA eine feste Haltung einnimmt. Wenn die Nordamerikaner heute sagen, sie könnten nicht unter Druck verhandeln, so klingt das wenig überzeugend, da sie auch ohne Druck sich nicht zu Verhandlungen bereit zeigten. Viele der manifestierenden Leute in der Kanalzone, meistens Jugendliche, waren tatsächlich von echtem Patriotismus beseelt.

2. Ebenso steht fest, daß Castro-freundliche und kommunistische Elemente versuchten, die bedrohliche Situation zu nutzen und unter dem Deckmantel des Patriotismus und der Anti-Yankees-Stimmung das Heft in die Hand zu bekommen. Bekannte Führer der kommunistischen Hochschuljugend hatten sich sofort unter die demonstrierenden Gruppen gemischt. Schon seit einigen Jahren beherrscht eine Castrofreundliche Gruppe, in der ein Dutzend gut geschulte Kommunisten und ebensoviel gleichgesinnte Universitätsprofessoren sitzen, die Studentenvereinigung. An der Spitze der Studenten marschierten sie zur Präsidentschaft, um in einer leidenschaftlichen Demonstration den Präsidenten unter Druck zu setzen. Weiter ist bekannt, daß die Kommunisten sofort begannen, Waffen und allerlei Gesindel aus dem Landesinnern in die Stadt zu ziehen. «Zivilkomitees», die von Castro-Anhängern rasch organisiert worden waren, spielten sich als «Räte» auf, und spitzten die politische Lage noch mehr zu. Kurz, man mußte das Schlimmste, nicht zuletzt den Sturz der Regierung, befürchten. Die Nationalgarde, ein schwaches Kontingent von 2000 Mann Polizei für das ganze Land, war drohenden Massendemonstrationen, Plünderungen und Brandschatzungen unmöglich gewachsen. Eine Armee aber gab es in Panama nicht. Denn in all den Jahren standen die nordamerikanischen Trup-

pen jederzeit zur Verfügung. In dieser Situation konnte man aber unmöglich bei ihnen Zuflucht suchen. Die Lage wäre erst recht verhängnisvoll geworden.

Die Rolle der Kirche

Wenn die Castroleute und die Kommunisten in den ersten Tagen mit ihrem Vorhaben scheiterten, kommt das Verdienst großenteils der Kirche und den aktiven Christen zu.

▶ Seit jener ersten unheilvollen Nacht waren Bischöfe und Priester in den Spitälern, wo die ersten Verwundeten eingeliefert wurden, zur Stelle und nahmen Anteil am Schmerz des Volkes, das sich zu tiefst verletzt fühlte. Die Schüsse nordamerikanischer Soldaten auf Bürger von Panama hatten einen ungeheuren Schock ausgelöst. Die öffentliche Volksmeinung sah nur noch das «Verbrechen», daß ein «wehrloses Volk» mit Waffengewalt niedergehalten wird. Die Bischöfe *Clavel* und *McGrath* brachten am Radio und Fernsehen ihr tiefes Bedauern über den Zwischenfall in der Kanalzone zum Ausdruck, suchten aber die erhitzte Stimmung des Volkes zu mäßigen.

▶ Als die Anführer der Studenten versuchten, das Begräbnis der Gefallenen zu ihrer Sache zu machen, bemühten sich die kirchlichen Stellen und erreichten es auch von der Regierung, daß nur e i n e Trauerfeier für alle Opfer insgesamt, und zwar am Sonntag, stattfinde. In einem Totengottesdienst in der Kathedrale, dem sozusagen die ganze Stadt beiwohnte, vereinte sich die Kirche mit dem Leid des Volkes, das schweigend und diszipliniert von den Toten Abschied nahm. Durch die religiöse Feier konnten alle gewalttätigen Provokationen, die ohne Zweifel stattgefunden hätten, wenn die Linksgruppen die Durchführung des Begräbnisses in die Hand bekommen hätten, verhindert werden.

▶ Als die verdächtigen «Zivilkomitees» überall Versammlungen organisierten, suchte man kirchlicherseits, aktive Christen, Männer und Frauen, vor allem Absolventen der «Cursillos de christiandad» und der «Capacitacion social» der letzten Jahre hineinzuschicken. Ein permanentes Koordinierungskomitee wurde gegründet, um die katholischen Gruppen und Personen wie auch die übrigen demokratischen Kräfte über Ort und Stunde und Zweck jeder Versammlung auf dem laufenden zu halten. Diese Wachsamkeit und das sofortige aktive Handeln vereitelten die Ziele der Castro-Anhänger und Kommunisten, die patriotischen Gefühle für ihre Ziele zu mißbrauchen. Dieser Aktion kam zugute, daß die christlichen Gewerkschaftler kurz zuvor in einer Wahl die Kommunisten geschlagen hatten. Damit erreichten sie, daß ein überzeugter Katholik zum Präsidenten der Gewerkschaften Panamas gewählt wurde. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß in den kritischen Tagen die Gewerkschaften vom kommunistischen Einfluß fast vollständig ferngehalten werden konnten.

▶ Als die Castroleute ihre Pläne vereitelt sahen, suchten sie ihre wirksamste Waffe einzusetzen: die Studenten zu mobilisieren. Sie organisierten am 17. Januar auf der «Plaza Santa Anna» – einem bevorzugten Platz für politische Versammlungen – eine Kundgebung, die sich eindeutig als «Castro-inspiriert» entpuppte. Sämtliche in Kuba üblichen Slogans konnte man hören, einschließlich den in Chören wiederholten Ruf: «an die Wand». Gegen 4000 Personen waren versammelt. Nicht alle schrieen mit, manche wollten offenbar nur den Gang der Dinge verfolgen. Die Presse – immer noch im Fieberzustand – bedachte die Manifestation wegen ihres «patriotischen Feuers» mit hohem Lob. Die Stimmung im Land nahm bedrohliche Formen an. Diese Welle des Hasses, die sich durch Radio und Presse überallhin ergoß, mußte eingedämmt werden. Bischof *McGrath* rief in einem Hirtenbrief, den er am Fernsehen kommentierte, zur Einheit der Christen Panamas auf, zum Geist der brüderlichen Liebe und der wahren Gerechtigkeit. Er erklärte den Haß und die Rache als eines echten Patrioten unwürdig und predigte den Widerstand gegen jene verantwortungslosen Elemente, die den Patriotismus zu verderblichen Zielen mißbrauchen. Auf Vorschlag des Koordinierungskomitees der Katholiken und nach Besprechung mit den Bischöfen Panamas entschloß man sich, den 26. Januar, einen Sonntag, zum nationalen Gebetstag zu erklären, eine gemeinsame Verlautbarung der Bischöfe herauszugeben und zu einem Abendgottesdienst auf dem Unabhängigkeitsplatz vor der Kathedrale aufzurufen. Mehr als 40 000 Personen füllten an diesem Sonntagabend den Platz und die angrenzenden Straßen. Bischof Clavel verlas die Proklamation der Bischöfe. Sie ist vom 22. Januar datiert und lautet leicht gekürzt:

«Angesichts der schweren Krise, in welcher die Nation sich befindet, haben wir Bischöfe von Panama es notwendig befunden, die folgende Erklärung abzugeben, um zu einer gerechten Lösung beizutragen:

1. Wir bedauern aufrichtig die vom 9.–11. Januar erfolgten Gewaltakte und entbieten allen, die davon betroffen wurden, unser tief empfundenes Beileid.

2. Wir bekennen uns zu den gerechten Ansprüchen von Regierung und Volk Panamas auf einen besseren Vertrag, der der Würde eines freien und souveränen Volkes entspricht. Wir erinnern an die klaren Weisungen Johannes XXIII.: ‚Die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Völkern müssen sich nach den Normen der Freiheit richten. Das schließt aus, daß irgendeine Nation sich auf ungehörige Weise in die Angelegenheiten der andern einmische. Im Gegenteil sollen alle Nationen den übrigen helfen, sich ihrer Eigenart voll bewußt zu werden ... und auf allen Gebieten Meister ihres eigenen Fortschrittes zu sein' (Pacem in terris).

3. Es ist notwendig, sofort zu einer Lösung der gegenwärtigen Krise zu kommen. Daher rufen wir alle Bürger guten Willens, sowohl Panamas wie der USA, auf, allen Argwohn abzulegen und ihre Gedanken und Entscheidungen zum Wohl aller in Übereinstimmung zu bringen. Das Ergebnis wird die Beruhigung der Geister und der Triumph der Gerechtigkeit, der Freundschaft und des Friedens sein. Wir ermahnen unsere Gläubigen, daß sie, geeint durch die lebendigen Kräfte unserer Nation, es nicht geschehen lassen, daß der Konflikt sich gegen die eigenen Bürger wende, hat er doch bereits so vielen das Leben gekostet. Statt unsere eigene Souveränität zu stärken, könnte er uns unter dem Deckmantel eines übertriebenen Nationalismus dem internationalen Kommunismus ausliefern.

4. Wir müssen daher allen Haß und alle Ressentiments vergessen und jede dem göttlichen Gesetz und den Gesetzen Panamas widersprechende Manifestation verwerfen. ‚Heil und Gerechtigkeit finden sich nicht in einer Revolution, sondern in einer gut geplanten Evolution. Gewalt hat immer nur zerstört, nicht aufgebaut, die Leidenschaften entflammt, nicht sie beschwichtigt ...' (Pacem in terris).

5. Unsere patriotischen Gefühle sollen sich in einem vorbildlichen Leben äußern, voll des Glaubens an Gott und voll der Liebe zu unseren Brüdern, vor allem zu den Notleidenden ... Wir fordern alle, die sich ihres Patriotismus rühmen, auf, unermüdlich an der Verbesserung des materiellen und geistigen Lebensstandards zu arbeiten ...'

Am Tag nach der großen Kundgebung[1] besprach das Koordinierungskomitee von neuem die Lage der Dinge. Auf dieser Versammlung erklärte Bischof McGrath in aller Offenheit, daß die Aktion der Kirche religiöser Natur sei und nicht auf die weltlichen und zeitlichen Belange ausgedehnt werden könne. Dies stehe den christlichen Bürgern, den Laien, zu. Als harte Lehre aus der ganzen Krise ergebe sich folgendes:

▷ Auf verschiedenen, äußerst wichtigen Gebieten wie Universität, Presse, Politik usw. fehlen geschulte und apostolisch eingestellte katholische Laien. Jene, die auf diesen Gebieten etwas echt Christliches zu leisten wünschen, vermissen den Zusammenschluß der dafür notwendigen Kader. Einzig auf dem gewerkschaftlichen Sektor hatten die katholischen Führer und Gruppen während der Krise tatsächlichen Einfluß. Die Bildung und Formung von christlichen Führerpersönlichkei-

[1] Die Presse Panamas berichtete über diese imposante kirchliche Abendfeier in großer Aufmachung. Merkwürdigerweise fand sie im Ausland kaum ein Echo. Merkwürdig ist dies deshalb, weil von den viel kleineren Castro-freundlichen Versammlungen in großen Lettern berichtet wurde. Offenbar erwartete man von der Kirche wenig!

ten auf den verschiedenen Spezialgebieten ist daher eine dringende Notwendigkeit.

▷ Bei dem heutigen allgemeinen Trend nach größerer gesellschaftlicher Reife der breiten Schichten, nach besserer Verteilung der materiellen Güter und allgemeinerer Anteilnahme an der Kultur unserer Zeit hatten die Kommunisten einen psychologischen Vorsprung uns gegenüber. Sie geben sich als Führer einer Bewegung aus, die die Gleichheit aller herbeiführen wird. Wir Katholiken hingegen erscheinen vor den Massen, den fortschrittlichen Universitätsstudenten und allen, die sich mit dem sozialen Problem beschäftigen, als Menschen, die nur passiv die Geschichte erleben. Wir gäben uns zwar gelegentlich mit sozialen Fragen ab, sagen sie, aber wir machten weder mit Willen und Energie, noch mit klaren Plänen einen Vorstoß für eine Besserung der Lage. Der Individualismus der meisten Katholiken, vor allem der Bessergestellten, der Großgrundbesitzer, der Geschäftsleute und Berufstätigen ist in der Tat das beste Argument gegen uns. Ihr Haltung ist eine offene Verleugnung der Soziallehre der Kirche und ein Mangel an Interesse und Sinn für die geschichtliche und soziale Entwicklung, die heute den ganzen Kontinent aufwühlt. Es ist bezeichnend, daß diese Schichten, die in ruhigen Zeiten den Ton angeben, in Krisenzeiten wie der gegenwärtigen vom Erdboden wie verschwunden sind und gar keinen Einfluß auf die Lösung der Krise haben, außer sie haben gerade einen Regierungsposten inne. Es ist daher notwendig, unter uns Katholiken aller Klassen ein Geschichtsbewußtsein und ein soziales Gewissen zu bilden, damit die tiefgründigen Freiheits- und Reifebewegungen auf unserem Kontinent auf christliche Bahnen gelenkt werden. Die Zukunft von Lateinamerika hängt davon ab, was in den nächsten Jahren auf diesem Gebiet geleistet wird.

Zur Frage verantwortungsbewußter Geburtenregelung

Der Bischof von Essen, Dr. Franz Hengsbach, hat in seiner Eheverkündigung (Januar 1964) ein klärendes Wort zur Geburtenregelung geschrieben, das von manchen als Erlösung empfunden werden wird. Es läßt zwar noch mancherlei Fragen offen, löst aber die Frage aus der allzu großen Verengung, in die sie bei manchen Moralisten geraten ist, heraus, stellt sie in den größeren Zusammenhang und bietet, ohne wesentliche Grundsätze aufzugeben, eine Darstellung, die pastorales Verständnis und umfassenden Blick für die Gesamtwirklichkeit mit sittlichem Ernst und religiöser Tiefe in eindrücklicher Weise verbindet.

Wer die oft heftigen und schmerzlichen Diskussionen der letzten Jahre um diese Fragen kennt, spürt, wie hier ohne Polemik und Auseinandersetzung doch mutig Stellung bezogen wird, und bei aller Wahrung objektiver Normen und Gegebenheiten auch der inneren Einstellung und Gesinnung der Gatten der gebührende Platz, ja ein entscheidendes Gewicht im ehelichen Gesamtgeschehen zuerkannt wird.

In seinem Hirtenwort sagt der Bischof unter anderem:

«Gläubige Eheleute! Laßt Euch nicht vom Ungeist der Kinderscheu anstecken! Wenn Euch Ungläubige oder bloße Namenschristen weismachen wollen, daß man heutzutage höchstens zwei Kinder verantworten könne, so sagt ihnen ruhig: ‚Wer keinen Glauben hat, kann eigentlich nicht einmal ein einziges Kind verantworten!' Die Verantwortung der Christen vor Gott ist etwas ganz anderes als die sogenannte Verantwortung jener, die die Rechnung ihres Lebens mit sich allein machen wollen.

Die Kirche kann den einzelnen Eheleuten nicht sagen, wie viele Kinder sie sich wünschen sollen. Sie selbst müssen im Gebet um rechte Einsicht flehen. Sie müssen gläubig ihre Lage vor Gott überprüfen, um sich in einer so wichtigen Frage klar zu werden. Wer dankbar ist für die Gaben Gottes, der nimmt seine Verantwortung ernst und erfüllt die Aufgaben, die Gott ihm mit diesen Gaben übertragen hat. Wem Gott viel gegeben hat, von dem darf Er auch viel erwarten. Ein Ehepaar, das gesegnet ist mit entsprechenden Gaben des Herzens und des Verstandes, mit Glauben und Opferbereitschaft, das zugleich die natürlichen Gaben der Wohnung und des täglichen Brotes und einer guten Gesundheit besitzt, kann eine große Kinderschar verantworten. Kinderreiche christliche Familien, die ihre Kinder gut erziehen, sind aller Ehre wert.

Uns steht es nicht zu, über jene zu richten, die nur ein Kind oder zwei Kinder haben. Vielleicht wünschten sie mehr, vielleicht waren auch ungünstige Umstände oder Krankheit, Enge der Wohnung oder materielle Not der Grund dafür, daß sie glaubten, kein weiteres Kind verantworten zu können. Sie alle werden am Ende Gott Antwort geben müssen, wie sie Seine Gaben gebraucht haben. Er kennt die Herzen. Jene Gatten, denen der Kindersegen versagt geblieben ist, mögen ihr Kreuz in stellvertretender Sühne für schuldhafte Kinderscheu in der modernen Welt tragen. Auch ihre Ehe wird dann in einem anderen, echten Sinn fruchtbar. Eine Ehe ist niemals unfruchtbar, wenn sie sich selbstlos in den Dienst des Nächsten und des Reiches Gottes stellt.

Verantwortungsbewußte Gatten werden ihre Liebe niemals durch jene Mittel entwürdigen, die die materialistische Kinderscheu erfunden hat. Christliche Eheleute unterscheiden sich von jenen, die ichsüchtig nur die Lust suchen. Sie ringen vielmehr aufrichtig und geduldig gemeinsam um jene heilige Zucht, in der die eheliche Liebe grundsätzlich den Dienst am Leben bejaht.

Die christliche Ehe ist ein hohes Gut. Die Ehegatten dürfen darum nicht verzagen, wenn es ihnen trotz besten Willens nicht immer gelingt, zu vollkommener Selbstbeherrschung und reiner Liebe zu gelangen. Das Konzil von Trient lehrt mit den Worten des Heiligen Augustinus: ‚Gott befiehlt nichts Unmögliches. Mit dem Gebot mahnt er dich zu tun, was du kannst, und um das zu bitten, was du nicht kannst.' Beständiges Ringen und beharrliches Gebet sind nötig, auf daß der Christ und so auch die Eheleute unterwegs bleiben zu der Erfüllung, die Gott denen verheißen hat, die ausharren bis zum Ende.

Die Eheleute werden also ihr Gewissen vor allem darüber erforschen, ob ihre Einstellung zum Kindersegen ihren natürlichen Gaben entspricht. Sie werden sich vor Gott prüfen, ob sie alles tun, was sie können, und ob sie beharrlich um Gottes Gnadenhilfe beten. Macht ihnen ihr Gewissen in dieser Hinsicht keinen Vorwurf, so dürfen sie ruhig zur heiligen Kommunion gehen. Ihre Zweifel sollten die Eheleute vertrauensvoll mit dem Beichtvater zu klären suchen. Manchmal wird ihnen der Rat eines erfahrenen katholischen Arztes helfen können, den rechten Weg klarer zu sehen.»

Wer diesen Text aufmerksam liest, wird spüren, wie hier neue Töne anklingen, wie die Mündigkeit des Christen und seines Gewissens ernst genommen wird, wie nicht nur die allgemeinen naturrechtlichen Normen, sondern auch die konkreten Umstände in Betracht gezogen werden, wie zwischen Weg und Ziel unterschieden wird, und wie endlich die christlich begründete und verantwortete eheliche Liebe, ihre Entfaltung und Vollendung, gegenüber einer allzu subtilen Kasuistik den Vorrang gewinnt.

Dd.

Eine erlebnisreiche Studienreise

nach Griechenland und Kleinasien

(Auf den Spuren der Apostel Paulus und Johannes)

15 Tage, vom 5. bis 19. April 1964 (4. Wiederholung), unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Rudolf Hiestand, wissenschaftlicher Assistent an der Universität Zürich

Programme und Anmeldeformulare beim

Interkonfessionellen Komitee für Biblische Studienreisen,
St. Karliquai 12, Luzern, Telefon (041) 2 69 12

Für die Fastenzeit

Wiederentdeckung des Fastens

Herausgegeben von P. R. *Régamey* OP
Einleitung Dr. Otto *Buchinger*
300 Seiten, Pappband mit Glanzfolie. Fr. 16.80

«Priester und Ärzte zeigen die verschiedenen Aspekte des Fastens, wie sie uns im Alten und Neuen Testament, bei den Urchristen, den Kirchenvätern, bei Thomas von Aquin, bei Gandhi, aber auch in KZ- und Kriegsgefangenenlagern und in modernen Fastensanatorien begegnen. Das Buch will helfen, den Sinn des Fastens wieder zu verstehen und ein heiliges Fasten zu praktizieren.»

St. Konradsblatt Freiburg

MIRJAM PRAGER OSB

Kreuzweg mit Israel

Vorwort Friedrich *Heer*
16 zweifarbige Illustrationen von Karl *Seelos*
52 Seiten, Taschenformat. Fr. 5.50

«Wir können dem, was Christen in bald 2000 Jahren Juden angetan haben, nur unter dem Kreuze ins Gesicht sehen. Diese kleine, doch so biblisch reine Kreuzwegandacht aus Betrachtung und Gebet lenkt den Christen auf seinen Ursprung aus Israel zurück und ruft unser Gebet für die Begnadigung des jüdischen Volkes. Empfohlen auch für Andachten in der Gemeinde.»

Borromäusverein Bonn

Durch jede Buchhandlung

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

ein internationales Standardwerk Geschichte der Kirche in fünf Bänden

Herausgegeben von Prof. Dr. L. J. Rogier, Nijmegen. Prof. Dr. R Aubert, Löwen. Prof. Dr. M. D. Knowles, Cambridge. Dr. A. G. Weiler, Redaktion. Berater für die Kirchengeschichte Amerikas: Prof. Dr. J. T. Ellis.

Bibliographie
Fünf Bände in Großoktav (Format 175 x 265 mm). Jeder Band ca. 500 Seiten mit 48 Bildtafeln und 16 Karten. Register. Das Werk wird nur geschlossen abgegeben. Subskriptionspreis pro Band Fr. 45.– (Preiserhöhung wegen Verteuerung der Herstellungskosten vorbehalten)

Subskriptionsschluß am 31. März 1964

Band 1 ist erschienen:

Von der Gründung der Kirche bis zu Gregor dem Großen
von Prof. Dr. Jean Daniélou und Prof. H. I. Marrou

Band 3 erscheint im Frühjahr 1964

Reformation und Gegenreformation
von Prof. Dr. Hermann Tüchle, unter Mitarbeit von Dr. C. A. Bouman für die Geschichte der orientalischen Kirche

Fordern Sie den 12seitigen Subskriptionsprospekt vom Benziger Verlag Einsiedeln-Zürich an. Ihr Buchhändler legt Ihnen gern den 1. Band der Geschichte der Kirche in fünf Bänden vor.

Benziger Verlag

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.
Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.
Abonnementspreise: Schweiz: **Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.–; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.–.** Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. **Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement.** – Belgien-Luxemburg: bFr. 190/100.–. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C. P. No 218505. – Deutschland: DM 15.–/8.–. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.–/13.–. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 17.–/9.–. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris. C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.–/1200.– Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.–/50.–. USA: jährlich $ 4.–.

AZ
Zürich 1

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich